

Das Licht im Museum von Chatyn ist heruntergedimmt. Schon beim Betreten des vierten Raums schlägt einem eine bedrückende Enge entgegen. Das alles beherrschende Element ist eine raumhohe, stilisierte Wand der hölzernen Kolchosen-Scheune. Durch tiefe, grobe Ritzten zwischen den scheinbar verkohlten Holzplanken bricht ein düsteres, lodernes Rot – die visuelle Übersetzung einer Katastrophe. Die Konstruktion wirkt nicht wie ein bloßes Exponat; das beklemmende Gefühl drängt sich auf, die Scheune stünde in genau diesem Augenblick in Flammen. Wer hier verweilt, glaubt nach wenigen Minuten tatsächlich, die Glut auf der Haut zu spüren, während der Raum den Atem raubt.

In diesem rötlichen Glühen, das die Gesichter der Umstehenden in ein dämmriges Licht taucht, entfaltet Anna Papko das konkrete Schicksal des Ortes. Sie ist eine junge Frau, Mitte dreißig, und arbeitet hier als stellvertretende Direktorin der Gedenkstätte. Draußen auf dem Gelände geht währenddessen eine Gruppe aus Deutschland zwischen den symbolischen Schornsteinen an den Stellen, an denen einst die Häuser von Chatyn gestanden hatten. Es sind keine gewöhnlichen Touristen.

Es ist eine mehr als 20-köpfige Delegation, überwiegend ältere, politisch wache Menschen – Gewerkschafter, Friedensaktivisten und Mitglieder linker Organisationen. Sie sind nicht gekommen, um unschuldig zu staunen. Sie haben sich monatelang eingearbeitet, haben Statistiken studiert und Karten analysiert. Während in Deutschland rund um den 9. Mai das Zeigen historischer Symbole des Sieges über den Faschismus strengen Verboten unterliegt, suchen diese Menschen die Konfrontation mit den materiellen Spuren der Vergangenheit.

Der Bus hält in Chatyn. Beim Aussteigen öffnet sich das Areal der Gedenkstätte. Vier Tage nach dem 9. Mai, dem staatlichen Tag des Sieges, sind die offiziellen Delegationen längst abgereist. Zurückgeblieben sind nur die Schleifen und Kränze an den Monumenten. Ein grauer, tief stehender Himmel drückt auf das Areal und macht dessen enorme Weite sofort spürbar. Hier gibt es keine Ablenkung, kein mildes Licht. Das Wetter an diesem 13. Mai verstärkt die Schwere des Ortes; es legt sich wie eine physische Last über die karge Szenerie. Die Reisegruppe erkundet das Areal schweigend, geführt von einer Museumsmitarbeiterin. Wo bis zum März 1943 die Holzhäuser des Dorfes standen, ragen heute symbolische Fundamente und Schornsteine aus grauem Beton in die Höhe. Es sind die exakten, kantigen Umrisse der Zerstörung.

Die Arithmetik der Auslöschung

Um die Systematik hinter diesen leeren Fundamenten zu verstehen, führt uns Papko zurück in den Eingangsbereich des Museums. „Chatyn ist kein Einzelfall, kein spontaner Exzess einer überforderten Truppe“, sagt sie und deutet auf eine Übersichtskarte. Ihre Stimme ist ruhig, fast klinisch, was den Inhalt ihrer Worte nur noch schärfer hervortreten lässt. Sie entfaltet vor uns den „Generalplan Ost“ – jene rassenideologische Vorplanung, die im westeuropäischen Schulunterricht oft nur eine Randnotiz bleibt.

„Gemäß den Plänen der nationalsozialistischen Besatzer sollten auf diesem Territorium 75 Prozent der belarussischen Bevölkerung physisch weichen“, erklärt Papko und blickt uns fest an. „Entweder durch die Deportation nach Sibirien oder durch die direkte Liquidation vor Ort. Weitere 20 Prozent waren für die Zwangsgermanisierung als rechtlose Arbeitskräfte vorgesehen.“

Papko beschreibt ein System, das von der ersten Minute an auf die Vernichtung von Leben und die Eroberung von Lebensraum setzte. Um den Partisanen in den dichten Wäldern die Basis zu entziehen, galt das Prinzip der kollektiven Vernichtung. Brannte ein Wehrmachtsfahrzeug, starb ein ganzes Dorf. Chatyn steht dabei stellvertretend für ein ganzes, in Schutt und Asche gelegtes Land.



Wider das Vergessen: eine 2013 in Belarus herausgegebene Briefmarke, die an Chatyn erinnert

IMAGO

Die Berichte, die wir auf unserer Route gesammelt haben, legen diese Wunden überall offen: Das Partisanendorf Chovantschina, das als Zufluchtsort im Dickicht der Wälder tief im kollektiven Gedächtnis verankert ist. Das Schicksal von Ola in der Region Gomel, wo im Januar 1944 exakt 1758 Menschen starben – fast zwölfmal so viele wie in Chatyn, die meisten von ihnen Frauen und Kinder, die in den Holzhäusern eingesperrt und angezündet wurden. Oder Dremljewo, wo am 11. September 1942 exakt 196 Menschen in ihren Scheunen verbrannten und die Asche danach planiert wurde, um jede Rückkehr zu verhindern.

„Das Leben der Menschen veränderte sich im Juni 1941 augenblicklich in Splitter“, sagt Papko. Sie betrachtet die rissige Struktur, atmet tief durch und lässt eine Pause, bevor sie fortfährt: „Splitter von Plänen, Splitter von Hoffnungen, zersplitterte Familien. Nichts blieb ganz.“

Mitten durch den Raum zieht sich der „Blutige Bach“, eine tief im Boden eingelassene, dunkelrot leuchtende Betonrinne. Sie symbolisiert den unaufhaltsamen Strom der deutschen Panzer, die am 28. Juni 1941, nur sechs Tage nach dem Angriff, Minsk überrollten. In den Wandspalten hängen Fotos aus den Taschen der Täter: Ein junges Mädchen mit einer Schaufel blickt mit einer fassungslosen Leere direkt in die Linse der Kamera. Sie musste ihr eigenes Grab schaufeln, bevor der Schuss fiel. Auf einem anderen Bild liegt ein totes Kind auf der Holzschwelle seines Elternhauses. „Die Täter hielten diese Momente oft als Trophäen fest“, sagt Papko.

Logistik der „Seelenwürger“

Für das europäische Judentum bedeutete Belarus die Endstation. Papko konfrontiert uns mit einer Tatsache, die im Westen oft verdrängt wird: Zehntausende Juden aus Berlin, Wien, Prag oder Amsterdam reisten mit regulären Personenzügen in den Osten, ausgestattet mit offiziellen Papieren zur „Arbeitsansiedlung“. Sie kauften reguläre Fahrkarten, führten ihr Ersparnis, ihr bestes Geschirr und ihre Kinder mit sich.

An den belarussischen Bahnhöfen wartete jedoch die nackte Vernichtungslogistik. Die Familien wurden in fensterlose Lastkraftwagen umgeladen – im Volksmund als „Seelenwürger“ berüchtigt. Bei diesen Saurer- und Opel-Blitz-Lastern leiteten die Fahrer die giftigen Auspuffgase direkt in den hermetisch abgedichteten Kastenaufbau. Nach einer zwanzigminütigen Fahrt zum Massengrab öffneten sie die Türen und luden nur noch Leichen aus.

Während in den dörflichen Gebieten das Feuer wütete, lief das Grauen an anderen Orten industriell ab. In Bronnaja Gora schufen die Besatzer eine reine Todesfabrik: bis zu vier Meter tiefe Gruben, in die zehntausende Menschen getrieben und per Genickschuss ermordet wurden. Als die Rote Armee näher rückte, zwangen Sonderkommandos Gefangene, die verwesenen Leichen im Rahmen der „Aktion 1005“ wieder auszugraben und auf riesigen Scheiterhaufen aus Eisenbahnschienen zu verbrennen, um die Spuren im Sand vollständig zu tilgen.

Im Museum von Chatyn hält Papko wieder inne. Dann schildert die stellvertretende Direktorin die Berichte überlebender Häftlinge aus dem Vernichtungslager Maly Trostenetz, dem viertgrößten des NS-Systems. „Es war eine bürokratisch durchgetaktete Leichenfledderei“, erklärt sie schließlich. Goldzähne wurden ausgeschlagen. Den Frauen schnitt man die Finger mit Beilen ab, wenn die Eheringe wegen der Totenstarre feststeckten. Währenddessen wendeten draußen bereits die nächsten Laster auf dem Gelände.

Um dieses abstrakte Grauen menschlich fassbar zu machen, blickt der Besucher nicht auf klassische Vitrinen. Die Exponate liegen direkt im Boden, unter dicken Glasscheiben, über die der Schritt hinwegführt: ein alter Benzinkanister, Granathülsen, ein von Müttern aus Stoffetzen zusammengeähtes Kinderspielzeug und eine alte Fotokamera, mit der die Täter ihre Verbrechen dokumentierten.

Besonders eindringlich ist die Audio-Station, die die reale Geschichte

Das verbrannte Dorf

Am 22. Juni jährt sich der deutsche Überfall auf die Sowjetunion. In Chatyn, einer von den Nazis ausgelöschten Siedlung in Belarus, wird sichtbar, was der Vernichtungskrieg im Osten bedeutete

ÉVA PÉLI

der kleinen, damals dreieinhalbjähri- gen Allotschka Morok erzählt. Sie ver- lor im Chaos der ersten Bombarde- ments auf Minsk ihre Mutter, geriet in ein deutsches Kinderheim, das sich als Blutspenderlager entpuppte. Dort wurde den Kindern bei vollem Be- wusstsein systematisch so lange Blut für verwundete Wehrmachtssoldaten abgezapft, bis ihr Herz vor Erschöp- fung aufhörte zu schlagen.

Wir kehren zurück vor die bren- nende Scheunenwand des vierten Raums. Papko berichtet, dass genau hier, im Angesicht der lodern- den Ritzen, immer wieder wildfremde Men- schen ihr Schweigen brechen und be- ginnen, die Geschichten ihrer eigenen Familien zu erzählen. In diesem röth- lichen Glühen lässt Papko den folgen- schweren Tag Revue passieren. Es ist der 22. März 1943. Am Morgen hatten Partisanen eine deutsche Kolonne an- gegriffen und dabei den Hauptmann Hans Woellke getötet, den Kugelstoß- Olympiasieger von 1936, der mit Adolf Hitler persönlich bekannt war.

Die Vergeltung folgte prompt und unbarmherzig. Die berüchtigte SS- Sondereinheit Dirlewanger, be- stehend aus verurteilten Kriminellen, und das Schutzmannschafts- Bataillon 118, das maßgeblich aus ukrainischen Kollaborateuren bestand, umstellten das Dorf Chatyn. Sie trieben alle 149 Einwohner – darunter 75 Kinder – in die hölzerne Kolchosen- Scheune. Die Tore wurden von außen verrammelt, das Gebäude mit Stroh umwickelt und mit Benzin übergossen.

Als das Dach in Flammen aufging, drückten die Menschen in ihrer To- desangst die Tore von innen auf und rannten brennend ins Freie. Dort stan- den die Maschinengewehre bereits im Halbkreis bereit. Fast alle Menschen starben. Das jüngste Opfer war ein sie- ben Wochen alter Säugling.

Der einzige erwachsene Überle- bende war der 56- jährige Dorfschmied Iosif Kaminskij. Er kroch schwer ver- letzt aus der Scheune und verlor das Bewusstsein. Als er in der Nacht auf- wachte, lagen alle 26 Gehöfte des Dor- fes geplündert und niedergebrannt in Trümmern. In der Asche fand er sei- nen Sohn. Der Junge war durch einen Bauchschuss schwer verletzt, lebte aber noch. Er fragte seinen Vater: „Papa, lebt die Mutter noch?“, bevor er in seinen Armen starb.

„Kaminskij musste das ertragen, was kein Vater je erleben sollte“, sagt sie, als wir später vor dem Gipsmodell der sechs Meter hohen Bronzestatue stehen, die genau diese Szene für den Außenbereich festhält: Der hagere, vom Krieg gebrochene Vater trägt den leblosen Körper seines Sohnes.

„Dieses Denkmal bricht ganz be- wusst mit dem klassischen, hero- ischen sowjetischen Siegeskult“, betont Papko und deutet auf die Statue. „Hier steht kein unbesiegbarer Rotarmist mit geschulterter Waffe und roter Fahne. Hier steht das nackte, unge- schönte Leid der Zivilbevölkerung. Es ist die Erinnerung an die vielen, na- menlosen Opfer, die diesen Krieg nicht gewählt haben.“

Landkarte aus dem Gedächtnis

Neben Kaminskij krochen nur wenige Kinder lebend aus den Trümmern, de- ren Schicksale auf den Dokumenta- tionstafeln nachzulesen sind. So wie der 7- jährige Viktor Zhelobkovich, dessen Originalstimme aus den Mu- seumslautsprechern dringt. Er schil- dert, wie die Besatzer barfußige Kinder in die eiskalten Märzpfützen trieben und über deren Qualen lachten. Viktor überstand den anschließenden Kugel- hagel vor der brennenden Scheune nur, weil seine sterbende Mutter ihn mit ihrem eigenen Körper abdeckte. Er lag stundenlang regungslos unter ihrer Leiche; das Blut der Mutter täuschte die Soldaten, die die Überlebenden mit Fangschüssen liquidierten.

Wir treten mit Papko nach draußen ins Freie. Nach dem Krieg kehrte Ka- minskij fast täglich an den Ort des Grauens zurück und saß stundenlang schweigend auf der kahlen Erde.

In der wechselvollen Geschichte von Belarus sind immer wieder solche existenziellen Katastrophen passiert; das Land wurde in den Kriegen der Jahrhunderte wiederholt zum blutigen Durchmarschgebiet, in dem stets die schwächsten Glieder der Gesellschaft – die Frauen, die Alten, die Kinder – dem Feuer übergeben wurden.

Als die Architekten Juri Gradow, Valentin Zankowitsch und Leonid Le- win den Komplex entwerfen sollten,

standen sie vor dem Nichts: Es existier- ten keine Grundbuchpläne des abge- legenen Dorfes mehr, dessen Wurzeln bis ins Jahr 1551 zurückreichten. „Ka- minskij setzte sich hin und zeichnete aus dem Gedächtnis eine detaillierte Kartenskizze“, erklärt Papko, während der Wind über die Fläche fegt. „Wo die Straße verlief, wo welches Haus stand, wo die Brunnen waren.“

Nach dieser Skizze wurden die heu- tigen symbolischen Fundamente aus grauem Beton und die markanten Schornsteine platziert, die nun stell- vertretend für die abgebrannten Häu- ser in den Himmel ragen. Jahre später bewiesen archäologische Grabungen die zentimetergenaue Richtigkeit sei- ner Erinnerung: Genau unter dem Be- ton stießen die Arbeiter im Erdreich auf die verrotteten Reste von geschmie- deten Türscharnieren, Hufeisen und Tonscherben.

Ein besonders grausames Detail legten die Grabungen an den alten Dorfbrunnen frei. Der Brunnen – in je- dem osteuropäischen Dorf das funda- mentale Symbol des Lebens, der Ort der Begegnung und der Versorgung – wurde von den Einsatztruppen als Mordgrube missbraucht. Um Muni- tion zu sparen, warf man die Wehrlo- sestten, die Kinder, in die Tiefe und zer-

den stummen Betonschloten vordrin- gen, desto leiser wird es. Die Architek- tur des Schmerzes erzwingt ein Inne- halten, das über das reine Auswendig- lernen von Jahreszahlen hinausgeht.

Die staatliche Gedenkpoltik ver- folgt einen strengen Kurs. Die Leug- nung der Verbrechen sowie die Ver- wendung von Symbolen historischer Kollaborateure werden mit langen Haftstrafen geahndet. Papko sieht da- rin auch eine Erziehung zur digitalen Verantwortung. Das Gesetz helfe der jüngeren Generation, die Konsequen- zen für Kommentare in sozialen Netz- werken zu verstehen.

Kritiker sehen in dieser Praxis ein zweischneidiges Schwert. Die belarus- sische Exil-Opposition bezeichnet das Gesetz als Instrument zur Zensur. Sie kritisiert, dass unter dem Deckmantel des Antifaschismus auch Symbole der heutigen Demokratiebewegung – etwa die historische weiß- rot- weiße Flagge – gezielt kriminalisiert werden.

Dennoch betont das Museums- team die bleibende historische Ver- antwortung, gerade im Verhältnis zum Ausland. Papko erinnert an den Be- such des US-Präsidenten Richard Ni- xon im Jahr 1974 und an den Juni 2018, als der Bundespräsident Frank- Walter Steinmeier gemeinsam mit dem öster-

einer neuen, tiefen diplomatischen Eiszeit, wieder hier in der belarus- sischen Tiefebene steht, versteht er als Pflicht. Er blickt auf den Granit und fasst im anschließenden Gespräch zu- sammen, was ihn und die Gruppe trotz aller heutigen politischen Barrieren und Reisewarnungen hierhergeführt hat. Es gebe angesichts der aktuellen Weltlage keine dringlichere Aufgabe, als an diesem Erbe der Verständigung festzuhalten: „Es gibt heute auf der Welt nichts Wichtigeres als den Frie- den.“ Seine Worte wirken wie das di- rekte Echo auf die Bitte der Toten, ge- tragen von der Glaubwürdigkeit eines Mannes, der seit mehr als einem hal- ben Jahrhundert versucht, Risse in den europäischen Mauern zu flicken.

Der allerletzte Raum des Museums ist der „Weiße Saal“. Nach der lodern- den Feuerwand im Raum zuvor emp- fängt uns hier eine reine, makellos weiße Wand und eine tiefe, fast greif- bare Stille. Auf den Wänden stehen in ebenfalls weißer, leicht erhabener Schrift die Namen der „Schwestern von Chatyn“ – die Namen von Drem- ljewo, Ola und all den hunderten an- deren Dörfern, die mitsamt ihren Ein- wohnern vollständig vernichtet wur- den. 186 dieser Dörfer wurden phy- sisch nie wieder aufgebaut, weil niemand mehr lebte, der hätte zurück- kehren können. Ihre Asche und Erde ruht symbolisch in Urnen auf dem „Friedhof der Dörfer“ im Außenge- lände. Hier drinnen steht man vor den weißen Wänden wie vor einer Auslö- schung aus dem Gedächtnis der Welt.

In der Mitte des Raumes hängt eine gewaltige, schwere Glocke. Sie besitzt im Inneren keinen Klöppel und bleibt vollkommen stumm.

„Diese Glocke schlägt nicht“, sagt Papko zum Abschied. Ihre Stimme bricht leicht, sie lässt eine letzte Pause folgen. „Ihre Stille ist das eigentliche Vermächtnis. Sie fordert uns auf, inne- zuhalten und das Schweigen derer hörbar zu machen, denen die Stimme gewaltsam genommen wurde.“

Blick durch die Wolken

Als wir den Weißen Saal verlassen und in die Weite des Geländes treten, bleibt das Schweigen unser Begleiter. In unseren Ohren hallt noch immer das Versprechen von Bundespräsident Frank- Walter Steinmeier aus dem Jahr 2018 nach, als er in Maly Trostenez eindringlich eingestand, dass Orte wie Chatyn in unserem kollektiven Ge- dächtnis ein blinder Fleck seien. Er mahnte damals, diese Namen müs- ten endlich gelernt werden, sie bräuchten einen festen Platz in unse- rer Erinnerung.

Wer heute, im Mai 2026, diesem Anspruch folgen und den blinden Fleck auflösen will, stößt auf eine Mauer aus Realpolitik. Während das offizielle Deutschland das Erinnern einklagt, hat es die Brücken dorthin abgebrochen. Das Auswärtige Amt warnt eindringlich vor Reisen nach Belarus, die diplomatischen Drähte sind gekappt, die Grenze gleicht einem Sperrriegel. Es ist ein verhäng- nisvoller Widerspruch: Der deutsche Staat mahnt das Gedenken an – und verunmöglicht gleichzeitig den Weg an jene Orte, an denen dieses Geden- ken erst wahrhaftig werden könnte.

Warum ist der Name Auschwitz im Westen tief im kollektiven Gedächtnis verankert, während Chatyn, Drem- ljewo oder Maly Trostenez in der Wahrnehmung kaum eine Rolle spie- len? Warum bleibt der „Generalplan Ost“ in den hiesigen Geschichtsbü- chern oft eine Randnotiz?

Das historische Bewusstsein scheint an der östlichen Grenze Polens eine scharfe Trennlinie zu ziehen. Doch Orte wie Chatyn verdeutlichen, dass diese Verbrechen kein isoliertes regionales Ereignis darstellen, son- dern einen zentralen Teil der europä- schen Geschichte markieren.

Während sich unsere deutsche Rei- segruppe an diesem Nachmittag zwi- schen den steinernen Fundamenten aufhält, beobachten wir, wie Gruppen belarussischer Jugendlicher das Areal erkunden. Für sie ist Chatyn kein fer- nes, verstaubtes Kapitel der Vergan- genheit, sondern ein fester Bezugs- punkt ihrer Gegenwart. In dieser Sze- nerie verdichtet sich der Auftrag für die Zukunft: Das Leid von 1943 als Funda- ment zu begreifen, um das Gedenken wachzuhalten. Das Versprechen dies- es Ortes bleibt unmissverständlich: die nötige Wachsamkeit zu bewahren, damit sich eine Ideologie der Vernich- tung niemals wiederholen kann.



trümmerte ihre Körper von oben mit schweren Steinen oder einer gezielten Handgranate. Wo einst das Wasser des Lebens geschöpft wurde, versank die Menschlichkeit im Schacht.

Im letzten Drittel der Führung wird deutlich, wie tief die Geschichte von Chatyn mit der hochaktuellen Politik des Jahres 2026 verwoben ist. Papko erklärt uns auf Nachfrage, warum die Opferzahlen in den letzten Jahren eine Korrektur erfuhren. Zu Sowjetzeiten galt die Formel: „Jeder vierte Einwoh- ner von Belarus ist im Krieg umgekom- men“ (2,2 Millionen Tote). Heute wird von mehr als drei Millionen Vernichte- ten gesprochen – „jeder Dritte“.

Grund hierfür ist ein im April 2021 gestartetes Ermittlungsverfahren der belarussischen Generalstaatsanwalt- schaft zum „Genozid am belarussis- chen Volk“. Durch die Öffnung von Archiven und die Befragung von mehr als 13.000 Augenzeugen und deren Nachkommen wurden hunderte zu- vor unbekannte Massengräber ent- deckt. Die Zahl der betroffenen Dörfer stieg dramatisch: Während die Histori- ker beim Bau der Gedenkstätte noch von 9200 ganz oder teilweise ver- brannten Siedlungen ausgingen, do- kumentiert die Justiz heute 12.868 be- troffene Orte. Mindestens 300 von ih- nen teilten das Schicksal Chatyns und wurden nie wieder aufgebaut.

Das Gedenken ist in Belarus inzwi- schen gesetzlich unter dem Titel „Über den Genozid am belarussischen Volk“ verankert. Für das Museumsteam ist diese juristische Rahmung weit mehr als bürokratische Routine; es versteht sie als existenziellen Bildungsauftrag an die nachwachsende Generation.

Tatsächlich prägen Schulklassen und junge Menschen das Bild auf dem Gelände. „Sie dürfen das nicht verges- sen“, sagt Papko. Ihre Beobachtung: Wenn die Jugendlichen aus den Bus- sen steigen, sind sie oft noch laut – doch je tiefer sie in das Areal zwischen

reichischen Präsidenten Alexander Van der Bellen das Vernichtungslager Maly Trostenez besuchte. Trotz der heutigen politischen Eiszeit und der Sanktionen kommen private ausländi- sche Gäste, um Kränze niederzulegen und der Millionen Opfer zu gedenken. Ein geschichtliches Bewusstsein, das sich für die Verantwortlichen vor Ort nicht durch wechselnde politische Konjunkturen auslöschen lässt.

Der Rundgang nähert sich am gro- ßen Massengrab der Opfer von Chatyn dem Ende. Vor einer monumentalen, weißen Marmorplatte rezitiert Papko die dort eingemeißelte Inschrift. Der Text wurde 25 Jahre nach dem Krieg von Überlebenden verfasst. Bemerkens- wert für den Besucher aus dem Westen ist, was darin fehlt: Es gibt kei- nen Aufruf zu Hass, keine Forderung nach Rache oder Vergeltung. Es ist eine schlichte Bitte um Frieden:

„Ihr guten Menschen, denkt daran: Wir liebten das Leben, und unsere Hei- mat, und euch, ihr Lieben. Wir sind le- bendig im Feuer verbrannt. Unsere Bitte an alle: Mögen Trauer und Schmerz sich in euren Mut und eure Kraft verwandeln, damit ihr den Frie- den und die Ruhe auf Erden verewigen könnt. Damit von nun an nirgendwo und niemals im Wirbelsturm der Kriegsbrände das Leben stirbt!“

Die Worte verhallen, während die Gruppe schweigend verharrt. Unter den Zuhörern ist auch Hermann Kopp. Der deutsche Friedensaktivist leitet die mehr als 40- köpfige Delegation. Für den 83- jährigen ist dieser Ort kein Neuland. Bereits im Jahr 1972, auf dem Höhepunkt der damaligen Ent- spannungspolitik, reiste Kopp mit dem „Zug des Friedens“ durch diese Region, fuhr von Warschau über Brest und Minsk bis nach Moskau.

Kopp kennt die Gastfreundschaft der Menschen hier – und er kennt die historische Last, die Deutschland drückt. Dass er im Mai 2026, inmitten